

A detailed illustration of a tropical jungle scene. In the foreground, several colorful birds, including a yellow and purple bird and a yellow and red bird, are perched on branches. In the background, a small boat is visible on a body of water, surrounded by dense foliage and a palm tree. The overall atmosphere is lush and vibrant.

*Pep Bras*

Das Mädchen,  
das nach den  
Sternen greift

*Roman*

it

insel taschenbuch 4385

Pep Bras

Das Mädchen, das nach den Sternen greift





*Pep Bras*

# Das Mädchen, das nach den Sternen greift

*Roman*

Aus dem Spanischen  
von Svenja Becker



Insel Verlag

Die spanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
*La niña que hacía hablar a las muñecas* bei Alevosía, Madrid.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds  
für die Unterstützung ihrer Arbeit an dieser Übersetzung.

Erste Auflage 2015  
insel taschenbuch 4385  
Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015

© Pep Bras, 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: John Gerrard Keulemans;

The Bridgeman Art Library, Berlin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36085-8

*Für meine Iaia Sión.  
Sie und mein Vater haben mich zum Schriftsteller gemacht.*

»Eigentümlich, wie das Gedächtnis arbeitet, wie wir uns in ureigener Weise erinnern und dabei in Fiktion verwandeln, was einmal Wirklichkeit war. Zumindest in Familien geschieht das. Da werden Geschichten erdacht, um etwas zu veranschaulichen oder zu vermitteln, aber auch, um Überzeugungen zu teilen, Traditionen weiterzugeben oder der Vorfahren zu gedenken.«

*Kirmen Uribe, Bilbao-New York-Bilbao*

»Es geht alles zurück und immer weiter zurück auf unsere Mütter und Väter und deren Mütter und Väter ... Wir sind tanzende Marionetten und werden von jenen an Fäden geführt, die uns vorausgingen, und eines Tages übernehmen unsere Kinder die Fäden und tanzen an unserer Stelle weiter.«

*George R.R. Martin,*

*Die Königin der Drachen, Das Lied von Eis und Feuer 06*

»Alles fällt unauslöschlich der Vergangenheit anheim.«

*Don DeLillo, Unterwelt*

## *Prolog*

Wann genau mein damals zweiundzwanzig Jahre alter Urgroßvater, Joan Bras, am Morgen des 14. August 1909 augenscheinlich tot den kleinsten Strand im Nordosten von Ilhabela erreichte, ist nicht überliefert. Vor hundert Jahren spielte Zeit nicht dieselbe Rolle wie heute, zumal für die Bewohner dieser Insel, an denen die Erfindung der Uhr einfach vorübergegangen war. Hier lebte man weiter nach dem Stand der Sonne und dem eigenen Empfinden: Hatte man Hunger, war es Zeit, etwas zu essen; fielen einem die Augen zu, legte man sich schlafen.

Es hatte die ganze Nacht geregnet. Angefangen hatte es, wie Gewitter in den Tropen für gewöhnlich anfangen, nicht mit einem warnenden Donnerrollen und mit dunklen Wolkenbergen, die sich Stück für Stück vor den Mond schieben, bis er verschwunden ist, sondern auf einen Schlag, quasi aus dem Hinterhalt. Eine ruhige Nacht, und im nächsten Moment klatschte ein Wasserschwall herab, als hätte ein Gott aus lauter Jux und Tollerei eine gigantische Wasserbombe auf seine Schöpfung geworfen.

Am Morgen danach herrschte drückende Schwüle. Dandhara lief eilig den schmalen Küstenpfad entlang, der ihr Dorf mit Guanxuma verband, wo ihr Avô Jairo und ihre Vovó Maísa wohnten. Sie trug keine Schuhe, und ihre kleinen Füße waren bis zu den Knöcheln braun vom Schlamm, was aussah, als steckten sie in dicken kakaofarbenen Socken. Beim Laufen sang sie leise, flüsternd, das Lied, das ihre Mutter ihr zwei Winter zuvor beigebracht hatte, als Dandhara damit begann, allein ihre Großeltern im Nachbardorf zu besuchen. Ihre Mutter hatte gesagt, es sei ein Zauberlied, um die Angst vor dem großen Jaguar der Insel zu verlieren. Es ging so:

*Deine Augen sehn mich nicht,  
was du siehst, das bin ich nicht,  
Gápanamé.*

*Mein Geruch, der ist für dich  
wie der Blatttau von den Bäumen.  
Was du riechst, das bin ich nicht,  
Gápanamé.*

*Mein Geräusch beim Atmen klingt  
für deine Ohren wie der Wind.  
Was du hörst, das bin ich nicht,  
Gápanamé.*

*Und willst du mich fangen,  
bin ich fort wie ein Hauch,  
und du beißt dir bloß in den eigenen Schwanz,  
dummer Gápanamé.*

*Versuch also gar nicht,  
mich heute zu fressen,  
ich fülle dir heute bestimmt nicht den Bauch,  
Gápanamé.*

*Und morgen, ja morgen, ist auch noch ein Tag.*

Dandhara hatte das Lied unablässig wiederholt, seit sie in Serraria aufgebrochen war, aber die Angst wollte nicht verschwinden. Ihr gingen die vielen Geschichten durch den Kopf, die ihr die Großen über Gápanamé erzählt hatten, etwa, wie die aus Tres Tombos es leid gewesen waren, ständig gerissenes Vieh zu finden, und ein Dutzend ihrer besten Jäger ausgeschickt hatten, mit Speeren und Fackeln.

Gápanamé hatte sich einen Spaß mit ihnen gemacht. Vier lange Monate spielte er Katz und Maus mit ihnen und verschlang sie einen nach dem anderen, bis nur ein letzter, der jüngste, noch übrig war. Der hieß Tárccio und war der erstgeborene Sohn des Dorfoberhaupts. Von klein auf hatte er das Kämpfen gelernt, und nun trotzte er allen Strapazen und kletterte in einer kalten, mond-

losen Nacht hinauf zum höchsten Gipfel der Berge von São Sebastião. Dort entfachte er ein gewaltiges Feuer, dessen Widerschein Gápanamé von jedem Punkt der Insel aus sehen konnte. Den Speer in der Hand, hockte Tárccio sich hin und wartete. Es tagte bereits, als der Jaguar auftauchte, näher kam und mit Menschenstimme zu ihm sprach:

»Tapferer Tárccio, ich habe beschlossen, dir eine Chance zu geben. Ich schließe jetzt die Augen und zähle bis zehn. Du, lauf weg, so schnell du kannst, und such dir ein Versteck.«

Als der Jaguar zu zählen begann, schleuderte Tárccio mit aller Kraft seinen Speer nach ihm. Er hatte auf das Herz gezielt, doch Gápanamé musste den nahenden Tod geahnt haben, er sprang in letzter Sekunde zurück, und der Speer bohrte sich in sein linkes Auge.

Es heißt, unter Gápanamés Brüllen habe das Land von Norden nach Süden und von Osten nach Westen gebebt und im selben Moment habe es sich geteilt in die Inseln São Sebastião, Búzios, Vitória und Pescadores und die kleinen Eilande Cabras, Sumítica, Serraria, Castelhanos, Figueira und Enchovas. Das alles war vor vielen Jahrhunderten geschehen, als die Inselgruppe, und mit ihr die größte Insel, São Sebastião, noch nicht Ilhabela hieß; noch bevor sie auf den Namen Vila Bela da Princesa getauft wurde, oder genauer Vila Bela da Sereníssima Princesa Nossa Senhora, zu Ehren der Prinzessin von Beira, der Infantin Doña Maria Teresa Francisca de Assis Antónia Carlota Joana Josefa Xavier de Paula Miguela Rafaela Isabel Gonzaga de Bragança, der ältesten Tochter von João VI. und Doña Carlota Joaquina und Schwester von Pedro I., dem Soldatenkönig, der Brasilien für unabhängig erklärte. Es war geschehen, als die Insel von ihren Bewohnern noch stolz Ciribaí genannt wurde, was so viel heißt wie »ruhiger Flecken«. Bevor die ersten portugiesischen Entdecker kamen und alles durcheinanderbrachten. So alt, so ewig, war Gápanamé.

Nicht nur am Auge, nein, schwerer in seinem Stolz verletzt, richtete der gewaltige Jaguar sich auf seinen Hinterbeinen auf

und schlug mit einem Tatzenstreich den Speer aus seinem Auge, als verscheuchte er eine Fliege.

»Du dummer, hinterhältiger Mensch!«, fauchte er böse.

Tárcio sog den heißen und stinkenden Atem der Raubkatze ein, die sich jetzt bis auf eine Handbreite zu ihm hinschob und ihn mit ihrem verbliebenen Auge anstarrte. Stundenlang standen sie so, reglos und stumm einander gegenüber, bis Gápanamé sich unvermittelt umdrehte und abzog.

Dandhara begriff sehr gut, was die Geschichte ihr sagen wollte: Willst du einen übermächtigen Feind besiegen, darfst du ihm deine Angst nicht zeigen. Aber Tárcio hatte natürlich einen Speer gehabt und auch gewusst, wie man damit umgeht. Da kann man leicht ein Held sein, dachte das Mädchen. Was aber sollte sie tun, wenn der gemeine Jaguar plötzlich auftauchte und sagte, er zähle jetzt bis zehn?

Auf einmal wusste sie es. Sie konnte ihm einen Stein in das gesunde Auge werfen.

*Deine Augen sehn mich nicht,  
was du siehst, das bin ich nicht,  
Gápanamé.*

Der Jaguar würde bestimmt schrecklich wütend werden, aber dann wäre er blind. Sie dagegen hätte wenigstens Aussicht auf einen fairen Kampf. Dandharas Gesicht hellte sich auf, als sie sich bückte und zwei Steine vom Boden aufhob. Sie wog sie nachdenklich in den Händen, einen links, einen rechts, legte sie sich in den Handflächen zurecht und holte aus, als wollte sie werfen. Am Ende entschied sie sich für den leichteren, etwa so groß wie eine Maracuja und ringsum scharfkantig. Den anderen ließ sie fallen. Sie wusste, sie musste beim ersten Wurf treffen, eine zweite Chance würde sie nicht bekommen.

Sie schaute auf und ließ sich blenden vom Glitzern der Sonne auf dem endlosen, blauschillernden Mantel des Atlantiks. Nahe-

bei stürzten die schroffen Klippen ins Meer, wie auf dem gesamten Küstenabschnitt hier. Vor sich konnte sie das Inselchen Ser-raria erkennen, von dem ihr Dorf den Namen geborgt hatte; ein dicht bewaldeter Vulkan vor dem blauen Horizont.

Dandhara meinte, hinter sich ein Geräusch zu hören.

Ein kaum vernehmlisches Knacken, das ihr eine Gänsehaut über den Rücken jagte. Sie spürte, wie Gápanamé sich lautlos an-pirschte, gleich würden seine grausigen Reißzähne sie zerfetzen. Eine heiße Atemschwade traf ihren Nacken. Renn weg, schoss es ihr durch den Kopf, aber dann schluckte sie beherzt, drückte den Stein fest in ihrer Hand – der guten linken – und drehte sich um.

Nichts.

Nur der einsame Pfad, auf dem sie gekommen war, ihre Spuren im Schlamm.

Rasch wandte Dandhara sich nach rechts. Dort begann der Ur-wald, dunkel, undurchdringlich. Für einen Moment hielt sie den Atem an, horchte auf jedes noch so leise Geräusch. Nichts, nur fernes Möwengeschrei, verwoben mit dem Branden der Wellen. Erleichtert atmete sie auf und ging weiter. Müde war sie nicht, obwohl sie schon ein gutes Stück ihres Weges zurückgelegt hatte. Der anstrengendste Teil stand ihr kurz bevor, das wusste sie, gleich würde es ungefähr zweihundert, dreihundert Meter steil bergauf gehen. Am höchsten Punkt der Klippen bog der Pfad scharf nach rechts ab und führte dann hinunter zum Strand.

*Und willst du mich fangen,  
bin ich fort wie ein Hauch,  
und du beißt dir bloß in ...*

Sie verstummte jäh, war sich diesmal ganz sicher, dass sie ihn gehört hatte. Ein knackender Zweig. Sehr nah, viel näher als eben. Jemand oder *etwas* kam hinter ihr her.

Die schiere Angst packte sie, sie rannte los und versuchte noch, die Bewegung ihrer dünnen, knöchigen Beine und das Pochen in

ihrer Brust in einen Rhythmus zu bringen, aber ihr Herz schlug wie verrückt. Ihre Großmutter sagte immer, der Herzschlag der Menschen käme von einer kleinen Kaulquappe, die in unserer Brust wohnt und Schluckauf hat, und wenn wir sie erschrecken, dann geht der Schluckauf weg, und die Kaulquappe ist so froh, dass sie Freudensprünge vollführt. Wenn das stimmte, dann war Dandharas Kaulquappe drauf und dran, ihr aus dem Mund zu hüpfen.

Keuchend erreichte sie die Kuppe und begann mit dem Abstieg. Das Gewitter der vergangenen Nacht hatte hier besonders heftig gewütet und aus dem Weg eine mit Steinen, Pfützen und Wurzeln gespickte Rutschbahn gemacht. Dandhara stolperte und schlingerte, und wenn sie wie durch ein Wunder auf den Beinen blieb, versank sie gleich darauf bis zu den Knien in einem Schlammloch. Unzählige Male fiel sie hin, und genauso oft rappelte sie sich wieder hoch und rannte weiter. Bei einem Sturz ließ sie ihre Waffe los, ihren Maracuja-Stein, die einzige Hoffnung, ihren Gegner zu besiegen. Sie war so vollauf mit ihrer Flucht beschäftigt, dass sie es erst merkte, als sie die linke Faust wieder fest schloss, um sich Mut zu machen. Da wurden ihr die Knie weich, sie sah sich selbst, über und über mit Schlamm verschmiert, mit blutigen Ellbogen und Knien, und fühlte sich lächerlich und hilflos, mutterseelenallein und verlassen. Sie schaffte es bloß noch bis zum nächsten Fels, setzte sich dort hin und vergrub wartend das Gesicht in den Händen.

Sie hoffte darauf, dass Gápanamé gnädig sein und ihr einen schnellen Tod bereiten würde, aber stattdessen zogen die Sekunden sich hin, und nichts geschah. Langsam kam sie wieder zu Atem, gab sich endlich einen Ruck und sah auf.

Zwei kleine gelbe Augen, die sie boshaft anstarrten.

Auf ihrer Höhe, nah, sehr nah, zum Greifen fast. Das Tier beäugte sie neugierig. Vielleicht hatte ihr Weinen es angelockt; möglich sogar, dass es sich von dem abgehackten Schluchzen an die Sprache seiner Artgenossen erinnert fühlte und sich fragte, was

diese sonderbare feder- und schnabellose Kreatur damit ausdrücken wollte.

Als sie jetzt ihrerseits angeschaut wurde, breitete die riesige Dominikanermöwe ihre schwarzen Flügel aus und riss drohend den gebogenen Schnabel auf. Aber sie wurde nur weiter ungläubig angestarrt, von Feindseligkeit keine Spur, also klappte sie die Flügel wieder ein, drehte sich um und watschelte breitbeinig auf ihren Schwimmfüßen durch den Schlamm voraus. Da erst merkte Dandhara, dass sie am ganzen Körper zitterte. Die panische Angst jedoch war von ihr abgefallen. Es gab hier keine Spur von dem Jaguar, das wusste sie schon, ehe sie sich umblickte.

Du bist so dumm, dachte sie beschämt.

Mühsam rappelte sie sich hoch. Die Knochen taten ihr weh, jede Faser ihres Körpers. Niemals, auf gar keinen Fall, würde sie jemandem erzählen, was ihr gerade passiert war; noch nicht einmal ihrer Mutter, und die konnte ein Geheimnis für sich behalten. Ihre Freundinnen würden sich kaputtlachen, sollten sie davon erfahren.

Die Möwe sah sich noch einmal argwöhnisch nach ihr um und stieß einen herausfordernden Schrei aus.

»Was denn? Ist was?«

Dandharas Blick fiel auf ihren Schnabel. Dort glitzerte ein Fleck im Sonnenlicht. Ein kleiner roter, sternförmiger Fleck, der jetzt zu tropfen begann. Dandhara verzog angewidert das Gesicht. Im selben Augenblick schwang die Möwe sich in die Luft und verschwand im gleichen Bogen wie der Weg hinunter zum Strand. Mit einem mulmigen Gefühl ging das Mädchen hinter ihr her.

Vielleicht wäre das Bild, das sich ihr unten bot, weniger unerträglich gewesen, hätte das Meer einen anderen der Strände im Nordosten von Ilhabela gewählt, um seine makabre Fracht anzulanden. Aber die Praia Pequena, seit diesem Tag als Praia da Caveira, Totenkopfstrand, bekannt, war weniger als fünfzig Schritt lang und zehn breit.

Die *Príncipe de Barcelona*, auf der mein Urgroßvater gereist war, maß dagegen in der Länge hundertsechzig, in der Breite zwanzig und in der Höhe zehn Meter und war damit einer der größten Überseedampfer ihrer Zeit. Sie besaß eine Bibliothek im Stil Ludwigs XVI. mit Bücherschränken aus Mahagoni und niertenverzierten Ledersesseln. Im Ballsaal, den man über eine luxuriöse Freitreppe vom Vestibül aus erreichte, war der Boden mit Orientteppichen ausgelegt. An Deck der ersten Klasse schützten bunte Bleiglasparavents die Passagiere vor Zugluft; und der mit japanischer Eiche vertäfelte Speisesaal war von einer hohen Glaskuppel überwölbt und von früh bis spät lichtdurchflutet. Das Schiff, der ganze Stolz der spanischen Reederei Pinillos, war zwei Jahre zuvor in der Kingston-Werft im schottischen Glasgow vom Stapel gelaufen und ausgestattet mit modernsten Sicherheitsvorkehrungen, mit verschließbaren Schotten, einer doppelten Wand auf der gesamten Länge des Rumpfs und etlichen Tanks für Wasserballast, die nach Bedarf gefüllt und geleert werden konnten. Die Eigner hielten es für unsinkbar. Mit einer Sturmnacht vor der brasilianischen Küste hatten sie offenbar nicht gerechnet.

Der Dampfer konnte in der ersten Klasse hundertfünfzig, in der zweiten hundertzwanzig und in der dritten eintausendfünfhundert Passagiere befördern. Nimmt man die Besatzung dazu, hätte es eintausendneuhundert Opfer geben können. Zum Glück befanden sich auf der Fahrt, die seine letzte werden sollte, nur vierhundertsiebenundfünfzig Menschen an Bord.

Doch auch das waren zu viele für einen so kleinen Strand.

Dandhara folgte der Möwe hinunter zum Meer, und was sie dort sah, brannte sich ihr unauslöschlich ins Gedächtnis. Lange stand sie reglos da, mit offenem Mund, wurde der Tränen nicht gewahr, die ihr aus den Augen quollen, und spürte die wilden Sprünge der kleinen Kaulquappe in ihrer Brust nicht. Endlich erwachte sie aus ihrer Starre, machte kehrt und rannte los, um Hilfe zu holen.

*Erster Teil*  
Ilhabela  
1909-1920



# 1

## *Der Reiter auf den Wellen*

Die Nachricht von dem Schiffbruch verbreitete sich in Windeseile auf der Insel. Männer und Frauen aus sämtlichen Dörfern, von der Ponta da Pirabura bis zur Ponta das Canas, von Poço bis Sepituba, machten sich auf den Weg zur Praia Pequena, und nicht wenige von ihnen schworen ihrem Gott ab wegen seiner Grausamkeit, als sie die scharlachrot gefärbte Brandung und den grauisigen Wall aus Leichen sahen, der sich am Ufer türmte. Andere, vor allem Fischer, beteten dagegen inbrünstiger denn je, aus Angst, beim nächsten Sturm werde es ihr eigenes Boot sein, das in den Tiefen versank.

Catarina hatte bei einer schwierigen Geburt helfen müssen und traf erst spät ein, als die Sonne schon fast hinter den Dunstschleiern der Dämmerung verblasste. Was sie vorfand, waren Lebende in großer Zahl, die mit Bitten oder Flüchen auf den Lippen durcheinanderliefen, und Tote in noch weit größerer Zahl, um die niemand sich kümmerte.

»Hört mir zu!«, rief sie aus Leibeskräften. »Hört mir zu! Die Leichen übertragen Infektionskrankheiten. Sie müssen unter die Erde! Sofort!«

Aber in dem Durcheinander schien niemand sie zu hören. Also fasste sie sich ein Herz – sie öffnete ihren Seesack mit der Erste-Hilfe-Ausrüstung und kramte unter dem Verbandsmaterial, den Arzneisäften und Tiegeln mit Salben für Wunden und alle erdenklichen Stiche und Bisse nach ihrem Colt Single Action Army, den sie stets mit sich führte. Sie bekam ihn zu fassen und zog ihn ehrfürchtig am Lauf heraus, wo an der Oberseite die Gravur zu lesen war:

COLT'S PT. F. A. MFG CO. HARTFORD CT. U. S. A.

Sie hatte noch nie einen Schuss damit abgeben müssen. Nicht ein einziges Mal in den fünf Jahren, seit sie ihn von ihrem Mann

geerbt hatte. »Versprich mir, dass du ihn zu benutzen weißt, wenn es nötig ist«, hatte José sie auf dem Sterbebett gebeten. Und Catarina hatte es versprochen, damit er beruhigt aus dieser Welt scheiden konnte.

Für José war der Colt immer mehr gewesen als bloß eine Schusswaffe. Er hatte ihn als Geschenk von einem weltbummelnden Yankee bekommen, den er vom Biss einer Surucutinga kuriert hatte, der giftigsten Schlange der Insel, und rasch war der Colt zum Spielzeug seiner reifen Jahre geworden, zu seinem Talisman und zu einem Zeitvertreib nach getaner Arbeit. Er verbrachte Stunden damit, ihn zu reinigen und dabei seiner Funktionsweise auf den Grund zu gehen. Einmal zerlegte er ihn sogar vollständig, nur weil er ihr stolz zeigen wollte, dass noch in das winzigste Bauteil die Seriennummer eingraviert war. Catarina hatte seine Begeisterung nie geteilt. Ihr kam es absurd vor, dass ein so guter Mensch wie ihr Ehemann, der sein Leben darangab, das Leben anderer zu retten, derart besessen war von einem Gegenstand, der zum Töten diente.

Mit einem Gran Schermer dachte sie an all das zurück, während sie sich jetzt einen Felsen suchte, der weit genug aufragte, dass alle sie sehen konnten. Umständlich kletterte sie hinauf, zielte mit zusammengebissenen Zähnen in den Himmel und drückte ab.

Hundert Gesichter wandten sich ihr zu.

»Schon vorab herzlichen Dank für eure Anstrengung«, sagte sie. »Wir haben viel Arbeit vor uns.«

Die Entscheidung, wo man die Toten begraben sollte, fiel nicht leicht. Viele plädierten dafür, es vor Ort am Strand zu tun, und Catarina musste ihnen geduldig erklären, wieso es sinnlos wäre, solche Berge von verwesendem Fleisch nur mit einer Schicht aus feinem Sand zu bedecken. Am Ende wählten sie eine Lichtung mit dunkler, lehmiger Erde, die vergleichsweise nah lag, auf halbem Weg zwischen dem Strand und Guanxuma. Sie war annä-

hernd kreisrund, mit einem Durchmesser von etwa zweihundert Schritt. Die betagtesten Inselbewohner schlugen sechs Kreuze, ehe sie auch nur einen Fuß auf die schwarze Erde dort setzten. »O Fogo do Céu« nannten sie die Lichtung, das Himmelsfeuer. Angeblich hatte man eine gewaltige Feuerkugel dort niedergehen sehen, vor langer Zeit, als die Stelle noch dicht bewaldet gewesen war.

In dieser Nacht schliefen auf Ilhabela nur die Kranken und die gebrechlichsten Greise. Nach den Anweisungen der Doutora – niemand auf der Insel nannte Catarina bei ihrem Vornamen – bildeten die Männer Dreiertrupps und zogen Stöckchen, um die Aufgaben untereinander zu verteilen. Der Gewinner durfte graben, die anderen beiden mussten die Leiche holen. Erst hatte man versucht, die Ertrunkenen auf den verfügbaren Handkarren zu befördern, aber unter ihrem Gewicht versanken die Räder im Schlamm. Also wurde das Vorhaben aufgegeben, jeder Tote einzeln an Knöcheln und Handgelenken gepackt und zu Fuß auf die Lichtung getragen.

Halb erschrocken, halb freudig aufgeregt über das nächtliche Spektakel, verteilten die Kinder aus allen Dörfern Fackeln am Wegrand, alle fünfzehn Schritt eine, und rannten danach wie die Ziegen den schmalen Weg hinauf und hinunter, bekamen nicht genug von dem gespenstischen Licht- und Schattenspiel, hatten nichts zu tun, lachten oder sangen aus vollem Hals, spielten Fangen oder bewarfen einander mit Steinen und fielen kurzum den Erwachsenen zur Last, die schon genug mit ihrer traurigen Aufgabe zu tun hatten.

Die Frauen wiederum, die im Gegensatz zum vermeintlich starken Geschlecht keinen brauchten, der ihnen sagte, was zu tun war, gingen nach Hause und kehrten wenig später mit großen Töpfen und Pfannen voller Essen zurück. Bis in den letzten Winkel der Insel drangen die köstlichen Gerüche ihrer Prozession: der Duft von Bohnen und Maniokmehl, von Moqueca mit Gambas und frischem Koriander, Zitronen, Zwiebeln und Ko-